

# Frieden gibt es erst, wenn jedem recht geschieht

Der Zionismus ist ohne Europas Kolonialismus nicht vorstellbar. Aber zugleich ist er die Befreiungsbewegung einer von Europäern unterdrückten Minderheit. Was folgt daraus für den Gewaltkonflikt im Nahen Osten?

Von Michael Brenner

Am 5. Juli 1895 notierte Theodor Herzl in sein Tagebuch: „Übrigens, wenn ich etwas sein möchte, wär's nur ein preußischer Altadliger.“ Doch in Preußen durften Juden damals nicht einmal Offiziere sein. In Wien, wo Herzl den größten Teil seines Lebens verbrachte, erlebte er den Ausschluss von „Nichtariern“ aus seiner Burschenschaft. Aus Paris berichtete er zu dieser Zeit vom Dreyfus-Prozess und seinen antisemitischen Begleiterscheinungen.

Wäre der Begründer der zionistischen Bewegung wirklich ein preußischer Adliger geworden, wer weiß, ob es heute den Staat Israel gäbe. Wäre in Wien nicht der Antisemit Karl Lueger zum Bürgermeister gewählt worden, wer weiß, welchen Weg die Geschichte des Zionismus genommen hätte. Wäre Dreyfus in erster Instanz freigesprochen worden, wer weiß, vielleicht hätte Herzl dann nie den Zionistenkongress einberufen. Tja, und wären Hitler und der Holocaust nicht gekommen.

Doch all dies geschah, und auch die Pogrome gegen Juden im Russischen Reich, die antisemitischen Gesetzgebungen in Ungarn und Polen in den Zwischenkriegsjahren und vieles mehr. So sollte Theodor Herzl mit seiner Schrift „Der Judenstaat“ von 1896 in erschreckender Weise recht behalten, wenn er prophezeite: „Vergebens sind wir treue und an manchen Orten sogar überschwangliche Patrioten, vergebens bringen wir dieselben Opfer an Gut und Blut wie unsere Mitbürger, vergebens bemühen wir uns, den Ruhm unserer Vaterländer in Künsten und Wissenschaften, ihren Reichtum durch Handel und Verkehr zu erhöhen. In unseren Vaterländern, in denen wir ja auch schon seit Jahrhunderten wohnen, werden wir als Fremdlinge ausgeschrien ... Wenn man uns in Ruhe ließe ... Aber ich glaube, man wird uns nicht in Ruhe lassen.“

Man hat sie nicht in Ruhe gelassen. Und zusammen mit sechs Millionen anderen Juden fiel auch Herzls Tochter Trude den Naziverbrechen zum Opfer.

Der Staat Israel ist nicht vom Himmel gefallen. Er ist auch kein koloniales Projekt einer europäischen Großmacht, die ein militärisch besetztes Gebiet für ihre Zwecke wirtschaftlich ausbeutet, sondern das Produkt einer verfolgten Minderheit, deren Lebensraum zunächst in Europa und dann auch in Nordafrika und dem Nahen Osten immer stärker eingegrenzt wurde. Im Gegensatz zu Britisch-Ostafrika, Französisch-Indochina oder Deutsch-Südwestafrika gab es noch einen wesentlichen Unterschied: Das Land Israel war für Juden kein exotisch unbekanntes Territorium, sondern jenes Zion, in dem ihre Geschichte begann, wohin sie seit Jahrhunderten versprochen zurückzukehren und das sie in ihren Gebetbüchern mehrere Male täglich in den Mund nahmen.

Als die ersten modernen „Zionisten“ Ende des neunzehnten Jahrhunderts dort ankamen, trafen sie dementsprechend auch auf alteingesessene jüdische Gemeinden in der damaligen Provinz des Osmanischen Reichs. Dies alles soll uns keineswegs übersehen lassen, dass die frühe zionistische Bewegung sich durchaus eines kolonialen Diskurses bediente, dass Herzl und seine Nachfolger ein Mini-Europa in den Nahen Osten importieren wollten – und natürlich auch, dass man die arabische Bevölkerung Palästinas oft mit dem paternalistischen Blick der Europäer betrachtete.

Theodor Herzl selbst konnte sich gar nicht vorstellen, dass die Einheimischen dem Modernisierungsschub der europäischen Zuwanderer ablehnend gegenüberstehen würden. Brachten diese denn nicht elektrische Straßenlaternen und hygienische Abwasserbeseitigung, französische Opern und Wiener Caféhäuser mit – und ließen daneben auch noch die Wüste aufblühen? Herzls Konzept eines Judenstaates hat im Übrigen wenig mit einem jüdischen Staat zu tun. Es ist ein

Asyl für verfolgte Juden, die sich ein besseres und gerechteres Europa im Orient aufbauen, ein „Siebenstundenland“, wie er es nannte, unter Anspielung auf den von ihm für alle vorgesehenen Sieben-Stunden-Arbeitstag. Dies war ihm so wichtig, dass selbst die Fahne seines Staates sieben Sterne für die sieben Stunden des Arbeitstages zeigen sollte.

Die meisten Juden standen zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts dem Zionismus distanziert bis ablehnend gegenüber. Für die besser integrierten westeuropäischen Juden gossen die Zionisten Öl ins Feuer des Antisemitismus, schließlich waren sie ja deutsche oder französische Staatsbürger jüdischen Glaubens, was brauchten diese einen anderen Staat als den, in dem sie lebten?

Für die orthodoxen Juden vor allem in Osteuropa wiederum bedeutete es Gotteslästerung, wenn säkulare Juden wie Herzl oder seine sozialistischen Nachfolger noch vor dem Kommen des Messias die jüdische Staatlichkeit wiederherstellen wollten. Es hätte gut sein können, dass das zionistische Projekt nach der erstmaligen internationalen Anerkennung durch den britischen Außenminister in der Balfour-Deklaration von 1917, die den Juden „eine nationale Heimstätte in Palästina“ versprach (was immer dies auch bedeutete!), in die Bedeutungslosigkeit versunken wäre, wenn der Antisemitismus im Europa der Dreißigerjahre nicht die Ausmaße angenommen hätte, die er schließlich annahm.

So war es am Ende Hitler ebenso sehr wie Herzl, der für die Verwirklichung des Staates verantwortlich war. Es war erst der Antisemitismus des zwanzigsten Jahrhunderts, der nicht nur die meisten Juden, sondern auch einen Großteil der Welt davon überzeugte, dass ein eigener jüdischer Staat viele Menschen hätte retten können, als es keinen Zufluchtsort für die Verfolgten gab. Die Gründung des Staates Israel wurde dann schließlich weder von den britischen Verwaltern noch von den zionistischen Aktivisten beschlossen, sondern von den Vereinten Nationen. Es war erst der Teilungsbeschluss der UN-Vollversammlung vom 29. November 1947, der das vom ursprünglich größeren britischen Mandatsgebiet verbliebene Palästina westlich des Jordanflusses in einen jüdischen und einen arabischen Staat aufteilte. Dass die Araber in der Region diesen Beschluss nicht akzeptierten und ihre Staaten am Tag der Staatsgründung, dem 14. Mai 1948, Israel den Krieg erklärten, war nachvollziehbar. Die Europäer mögen Unrecht begangen haben, die Juden Unrecht erlitten haben – doch warum sollten die Araber dafür den Preis zahlen? Ihnen war es ergangen wie dem Passanten, der spazieren ging, als aus einem brennenden Haus ein nach Rettung Strebender aus dem dritten Stock auf ihn stürzte und vom Bürgersteig verdrängte.

Die erbitterte Ablehnung der arabischen Welt ist in großen Teilen der Region einer pragmatischen Haltung gewichen, die Anerkennung Israels durch seine Nachbarn Ägypten und Jordanien und seit Kurzem auch durch einige Golfstaaten und Marokko ist für Israel ein diplomatischer Erfolg. Doch Friede wird es erst geben, wenn auch die Palästinenser zu ihrem Recht kommen. Der Weg dahin ist weit, die Fronten auf beiden Seiten verhärten, und keiner erwartet eine baldige Lösung, sei es in Form eines oder zweier Staaten, einer Konföderation oder eines anderen Modells.

Israels Geschichte ist komplex und teilweise auch paradox. Der Zionismus ist ohne den europäischen Kolonialismus nicht vorstellbar, aber gleichzeitig ist er eine Befreiungsbewegung einer von Europäern unterdrückten Minderheit. Ein Teil der jüdischen Einwanderer nach Israel waren weiße Europäer, die von anderen weißen Europäern vertrieben wurden, ein anderer Teil waren arabische Juden, die von muslimischen Arabern aus ihrer Heimat verwiesen wurden. Die Palästinenser tragen keine Verantwortung am Mord an den europäischen Juden, und doch mussten sie dafür bezahlen.

Der von sozialen Medien beherrschte Diskurs bietet immer weniger Raum, um solchen Komplexitäten der Geschichte und ihrer Konsequenzen für die Gegenwart gerecht zu werden. Dafür schreiben in einer immer stärker polarisierten Gesellschaft gerade einmal wieder die einen reflexartig „Antisemitismus“, die anderen „Apartheid“, wenn bestimmte Begriffe bedient werden. Im Falle von Israel und Palästinensern ist hierzulande jeder gerne Experte und hält einen Schuldigen und auch gleich eine Lösung bereit. Differenzierte Aufklärung tut not, doch vergessen wir dabei nicht: Der Nahostkonflikt wird weder im deutschen Feuilleton noch im Uniseminar gelöst.

Michael Brenner ist Professor für Jüdische Geschichte und Kultur an der LMU München und Autor des Buches „Israel. Traum und Wirklichkeit des jüdischen Staates“ (C.H.Beck).



Große Stimmen in einem szenischen Desaster: Die Bayreuther „Götterdämmerung“ 2022

Foto dpa

## Ein Vulkan angestauter Wut

Mit der „Götterdämmerung“ fällt im neuen Bayreuther „Ring“ auch der Sinn von Kunst in sich zusammen

Eine Hinrichtung, nichts sonst: Das Publikum im Festspielhaus von Bayreuth geißelt und köpft akustisch das Regieteam von Valentin Schwarz, dessen Bühnenbildner Andrea Cozzi und den Kostümschöpfer Andy Besuch durch Buhrufe, Pfiffe und Flüche. Die Luft brennt nach dieser „Götterdämmerung“, die den neuen „Ring des Nibelungen“ von Richard Wagner abschließt. Einer der wenigen Schwarz-Anhänger in Reihe 19 kann sich nicht durchsetzen mit seinem „Bravo“. Die Frau dahinter buht ihn nieder. Er schleudert ihr entgegen: „Halt's Maul, du dumme Tussi!“ Anzeigendrohungen werden gewechselt.

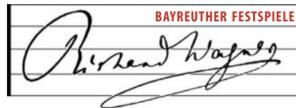
Hier explodiert ein Vulkan angestauter Wut. Knapp zweitausend Menschen stehen entsetzt vor einer Investitionsruine von sechzehn Stunden Deutungsarbeit, von Ernst, den sie aufgebracht haben, von Empathie, denkerischer Anstrengung und finden sich am Ende verhöhnt. In der Pause nach dem zweiten Aufzug unterhalten sich zwei Hipster aus der Entourage des Kostümbildners: „Typisch alte Leute! Sie wollen immer, dass das, was sie sehen, und das, wovon gesungen wird, übereinstimmt. Eins-zu-eins-Relationen. Wie primitiv! Erst aus der Nichtübereinstimmung entstehen doch Gefühle. Und das ist Theater!“

Die Hipster täuschen sich. Das Publikum von Bayreuth hatte 2019 die geniale „Tannhäuser“-Inszenierung von Tobias Kratzer, die eine ganz neue Geschichte zum alten Stück erzählt, mit Sympathie, mit Begeisterung getragen, weil es hier Sinnfälligkeit und intaktes Handwerk gab. Im neuen „Ring“ von Valentin Schwarz sucht man Objekt- und Symbolstabilitäten vergebens, erzählerische Schlüsseligkeit findet sich nur in Einzelszenen. „Ring“ ist im „Rheingold“ noch ein anonymes, geraubter Junge, über dessen Herkunft wir genauso wenig erfahren wie über das Motiv von dessen Räuber. Im „Siegfried“ erscheint „Ring“ dann wieder als „der junge Hagen“. In der „Götterdämmerung“ glauben wir zunächst, den „Ring“ neu identifiziert zu haben als gemeinsames Kind von Brünnhilde und Siegfried (frei von der Regie erfunden). Doch bei Hagens letztem Ruf „Zurück vom Ring!“ – ein lächerlicher, szenisch überaus bescheuerter Auftritt am Rande eines leeren Pools – ist dann jeder Objektbezug ausgelöscht. Genauso war „Walhall“ anfangs eine Designerlampe, in der spätere die Pistole „Notung“ (bei Wagner ein Schwert) versteckt wurde, die zuvor noch „Tarnhelm“ geheißen hatte. Im „Siegfried“ aber war „Notung“ plötzlich wieder ein Schwert.

Grane schließlich, bei Wagner das Ross Brünnhildes, wurde in „Siegfried“ zu deren Liebhaber und in der „Götterdämmerung“ zum greisen Familiendiener bei Siegfried, Brünnhilde und deren Sohn, bis er schließlich

auf Gibbungen vom Dienstpersonal gefoltert und geköpft wird. Als selbstbezüglichen Gag der Inszenierung trägt Michael Kupfer-Radecky in der Rolle des Gunther ein T-Shirt mit der Aufschrift „Who the fuck is Grane?“ (Wer zum Teufel ist Grane). Deutlicher können Valentin Schwarz und Andy Besuch nicht den Stinkkefingern in Richtung des um Deutung bemühten Publikums ausfahren und ihm zu verstehen geben: „Wir haben die Arbeit am Sinn satt. Ihr seid uns scheißegal.“

Doch diese „Ring“-Regie ist auch ein Symptom unserer Zeit und lohnt daher die Auseinandersetzung. Sie beschreibt nicht nur unser Abgleiten in eine kulturelle Demenz durch Überalterung, kreative Erschöpfung und jugendliches Desinteresse an der Überlieferung. Sie vollzieht auch den Abschied von der Lesbarkeit der Welt



und resigniert vor der Einsicht, dass Wohnlichkeit im sinnfreien Kosmos nur eine Farce sei. Aus ihr spricht der Pessimismus einer neuen Generation (Schwarz ist 33 Jahre alt), die keine Wetten mehr auf die Zukunft abschließt und bei Utopien das Kotzen kriegt: Es rettet uns kein höheres Wesen, kein Gott, kein Kaiser noch Tribun. Uns aus dem Elend zu erlösen, kann auch die Kunst nun nicht mehr tun.

Dieser Pessimismus ist durch Wagners Libretto gedeckt: „Zu End' ewiges Wissen! Der Welt melden Weise nichts mehr“, singen die drei Nornen in der „Götterdämmerung“. Sie haben den Faden verloren, genau wie die Regie. „Du bist nicht, was du dich nennst“, singt Erda im „Siegfried“ den Wanderer Wotan an. „Du bist nicht, was du dich wählst“, antwortet er ihr. Diese Brüchigkeit der Zuordnungen prägt die Regie. Die Inkonsequenz der Machthaber, das Auseinanderfallen von Reden und Tun bei ihnen schürt den Hass der jungen Generation, der von Schwarz im zweiten Aufzug des „Siegfried“ wirklich schlüssig ausinszeniert wurde. Und diese vorgelebte Inkonsequenz sehen wir als soziale Reproduktion in der sadistisch-amüsierten Verkommenheit der nächsten Generation (Gunther) auf die Bühne kommen.

Die naturkatastrophale Seite der Inkonsequenz wird im Schlussbild angedeutet: Der Pool ist ausgetrocknet; die Menschen verdursten; ein Feuer für den Weltenbrand braucht es nicht mehr; die Dürre selbst ist der Brand.

Das alles – so erzählt – wäre am Ende wieder Kunst, die sich auf den Alltag

einen Reim machte, Bezüge klar werden ließe, eine Form für Erfahrung und Befindlichkeiten. Will Katharina Wagner, die als Festspielleiterin in den letzten Jahren viel Gutes für die Erneuerung und Ermütigung von Kunst geleistet hat, diesen „Ring“ retten, muss sie darauf dringen, dass Schwarz und sein Team handwerklich enorm nacharbeiten.

Cornelius Meister ist als Dirigent relativ kurzfristig für den erkrankten Pietari Inkinen eingesprungen und hat mit dem „Ring“ in Bayreuth debütiert. Von Abend zu Abend gelingt es ihm besser, das musikalische Geschehen im Fluss zu halten, größer zu denken, statt von Moment zu Moment zu eilen. Dass er manchmal Balance- und Koordinationsprobleme hat, ist verständlich angesichts seiner geringen Erfahrung mit der vertrackten Bayreuther Akustik des verdeckten Orchestergrabens. Oft fährt er auf Sicht und Sicherheit, weshalb die Musik manchmal mehr referiert als gestaltet wirkt. Doch klangliche Plastizität und Konturenschärfe sind eine durchgehende Stärke seines Dirigats.

Sängerisch gab es kurz vor der Premiere noch eine Umbesetzung: Nachdem Stephen Gould und sein Ersatzmann Andreas Schager beide erkrankten, wurde Clay Hilley aus dem Sommerurlaub in Bari gerissen, um den Siegfried in der „Götterdämmerung“ zu singen. Seine Stimme mag etwas eng klingen, ohne die bronzene Fülle von Goulds Tenor, aber er setzt sich durch und hat in der sängerischen Zuwendung zu seinem Kind am Ende einen zarten, rührenden Moment.

Bei Olafur Sigurdarson als Alberich versteht man, so viel redliche Mühe der sympathische Darsteller sich auch geben mag, nach wie vor kein Wort. Bei Irène Theorin als Brünnhilde versteht man zunehmend leider auch keinen Ton mehr, weil ihre Stimme zu starke Zeichen der Überbeanspruchung durch schwere Partien der letzten zehn Jahre trägt.

Albert Dohmen als Hagen und Michael Kupfer-Radecky machen ihre Sache so verlässlich, dass man Freude an ihnen haben kann. Elisabeth Teige als Gutrune setzt, wie schon als Freia im „Rheingold“, ein Ausrufezeichen leuchtender vokaler Schönheit und timbraler Glut. Die große Heldin dieses „Rings“ aber ist Christa Mayer. Nach ihrer Fricka im „Rheingold“ und der „Walküre“ sorgt sie nun mit der Szene der irre gewordenen Waltraute für einen Höhepunkt: Sie fesselt durch Stimme, Sprache und Haltung. Konzentration entsteht. Man sieht alles, wovon sie singt, obwohl es nicht gezeigt wird. Es sind allein ersichtlich gewordene Taten der Musik. Genau das ist das Theater Richard Wagners. JAN BRACHMANN



## Krankmachen

Von Joachim Müller-Jung

Karl Lauterbach macht krank. Als Krankfeiern will er das allerdings nicht verstanden wissen. Deshalb arbeitet der Minister in der Isolation weiter. Sein auf Kante genähtes Gesundheitssystem toleriert weitere Personalausfälle nicht. Nach Feststellung seiner Covid-19-Erkrankung hat das Bundesgesundheitsministerium klargestellt, dass Lauterbachs Symptome erstens noch milde seien und zweitens nicht genügen, den Minister von seinen Amtsgeschäften abzuhalten. Das klang schon in der Ankündigung wie eine behördliche Richtfeststellung: Seht her, eine Krankschreibung ist kein Ticket für den Freizeitpark Deutschland. Joe Biden, der zweimal hintereinander mit Omikron infizierte amerikanische Präsident, wollte ebenfalls jeden Eindruck von Bettlägerigkeit verhindern. Wollte? Nein, er musste. Wehrhaft bleiben ist oberste Demokratiepflicht. Auch die kleinste Erosion der Macht, so ist nun einmal Politik, wird heute öffentlich als Schwäche verhandelt. Deshalb twittert auch Lauterbach in der Isolation weiter gegen „Hass und Niedertracht“ an und gibt Interviews. Seinem „Freund“ Tedros zum Beispiel, dem WHO-Chef Ghebreyesus, übermittelte er inzwischen ein Genußgruß-Dankeschreiben, dem Hausarztverbandschef Uli Weigelt gratulierte er zu dessen „klaren Worten“ für eine vierte Impfdosis und kündigt eine Herbst-Impfkampagne an, die Verurteilung einer oberbayrischen Ärztin, die falsche Maskenteste ausgestellt hatte, lobt er als gerecht. Auf den Vorwurf, mit den Details über seine persönlichen Corona-Maßnahmen mache er unbotmäßig Schleichwerbung für ein Pfizer-Mittel, stellt er sich allerdings lieber krank und schweigt. Die Isolation muss man auch zu nutzen wissen. Lange währt sie allerdings nicht. Der Verband der Notfall- und Akutmediziner hat nach einer Blitzumfrage zum Wochenende mitgeteilt, dass vom eklatanten chronischen Personalmangel in den Kliniken inzwischen nicht nur die Intensivbetten, sondern auch die Normalstationen und schon die Notaufnahmen massiv betroffen seien. Das Gesundheitssystem, im personellen Kern schon lange morbid, wankt immer mehr. Noch mehr Corona-Ausfälle kann sich das Land nicht leisten. Aber Kranke, die arbeiten? Nicht für alle hat eine Krankschreibung einen tieferen Sinn.

## Fidel Castro war ziemlich weiß

Während die kubanische Misere nach dem Bürgeraufstand vor einem Jahr in Vergessenheit geraten ist, gibt es einen netten kleinen Aufreger, der uns zumindest entfernt an die Karibik erinnert: Das Leben von Fidel Castros Tochter Alina Fernández wird durch den Spanier Miguel Bardem – ein Cousin des Oscar-Gewinners Javier Bardem – in ein Biopic verwandelt. Dass die abtrübnige Tochter die Politik des kubanischen Revolutionsführers vom Exil aus bekämpfte, ist aber nicht das Pikanteste an der Nachricht. Sondern, dass die Rolle Castros mit dem Hollywood-Schauspieler James Franco besetzt wurde. Und hier ist das Skandalöse wiederum nicht Francos notorische Sexleben, sondern die Tatsache, dass ein weißer Amerikaner einen Kubaner verkörpern soll. Das Branchenblatt „Variety“ berichtete über den Instagram-Protest des kolumbianisch-amerikanischen Schauspielers John Leguizamo, der „Aneignung“ beklagt und „den Diebstahl unserer Narrative“. Seine Forderung: Bokkott! „How is this still going on?“ Bei näherer Betrachtung wird die Sache allerdings vertrackter. Denn Fidel Castros Vater war Galicier, also ein Spanier des äußersten Nordwestens, während James Franco portugiesische Vorfahren hat, die unmittelbaren iberischen Nachbarn also. Übrigens war Castro weiß wie ein Kalkheimer, man sieht es auf den berühmten Fotos, die der „Máximo Líder“ früher so gern von sich machen ließ. Der protestierende John Leguizamo wiederum hat in jedem „Ice Age“-Film ohne Scham oder Bedenken die Stimme von Sid gesprochen, und Sid ist ein Faultier. Soll man es animalische Aneignung nennen? P.I.